

Verlag Bibliothek der Provinz edition seidengasse

»Karl Kraus Vorlesungen zur Kulturkritik«

Sigurd Paul Scheichl

ZUR AKTUALITÄT VON KARL KRAUS'
„LETZTEN TAGEN DER MENSCHHEIT“
Ein Vortrag

Karl Kraus Vorlesungen zur Kulturkritik, Band 5
herausgegeben für die Kulturabteilung der Stadt Wien
von Hubert Christian Ehalt

ISBN 978 3 99028 034 8

© *Verlag* Bibliothek der Provinz *edition seidengasse*
A-3970 WEITRA

www.bibliothekderprovinz.at

Sigurd Paul Scheichl

ZUR AKTUALITÄT VON
KARL KRAUS' „LETZTEN TAGEN
DER MENSCHHEIT“

Ein Vortrag

Ein literarisches Meisterwerk
bleibt immer aktuell!
Ein großes Drama gegen den Krieg
bleibt immer aktuell!

Zu fragen ist jedoch, auf welche Art es aktuell bleibt; im Fall der *Letzten Tage der Menschheit* insbesondere, wie lange ein dokumentarisch konzipiertes Drama dokumentarisch bleibt, wie gut spätere Generationen die Authentizität eines aus Bruchstücken der Realität montierten literarischen Werks noch nachvollziehen können. Zeitgenossen von Kraus und deren Kinder haben den Dokumentarcharakter der *Letzten Tage der Menschheit* in jeder Hinsicht verstanden, haben sehr vieles, das sie selbst erlebt oder von dem sie durch Augen- und Ohrenzeugen Kunde hatten, wieder erkannt. Spätere Generationen ahnen diesen Dokumentarcharakter nur ungefähr, missverstehen manches, vermögen aber andererseits besser zu verallgemeinern. Was trägt ihr Charakter als Montage aus (heute unaktuell gewordenen) Dokumenten zur aktuellen Wirkung der *Letzten Tage der Menschheit* bei?

Ich verdeutliche das Problem gleich eingangs an einem konkreten Beispiel, an den von Kraus zwischen 1919 und 1922 in die Tragödie eingefügten Szenen IV, 11 bis IV, 13. IV, 11 führt uns den Kaiserjägertod vor, einen General, der auf Warnungen vor einem geplanten Angriff mit den Sätzen: „Die Truppen sind befehlsgemäß zu opfern.“ sowie „Ein Regiment? Was macht mir ein Regiment?“ reagiert und schließlich ins Telefon brüllt: „Was sagen Sie? Ihre armen, braven Tiroler liegen erschossen draußen [...] Zum Erschießen sind sie da! Schluß!“ In IV, 12

züchtigt derselbe Kaiserjägertod einen hungernden Soldaten, der sich befehlswidrig ein Stück Brot beschafft hat, „mit der Reitpeitsche“. IV, 13 spielt in einem „Spital neben einem Divisionskommando“: Dort hört man die Regimentsmusik „lustige Weisen“ spielen; einem Schwerverwundeten, der wimmert „Nicht spielen! – Nicht spielen!“, antwortet der Wärter: „Stad sein! Das is die Tafelmusik vom Exzellenzherrn Feldmarschalleutnant von Fabini! Die wird er euret wegen net aufhören lassen, was glaubts denn?!“ Für uns ist hier die Rede von zwei Soldatenschindern – die Zeitgenossen wussten, dass es sich um einen handelte, dass „Kaiserjägertod“ der Name ist, den seine Soldaten eben diesem General Fabini gegeben haben. Sie spürten auch die satirische Wucht der Gegenüberstellung von Sein und Schein im Kontrast zwischen den Wörtern „Kaiserjägertod“ und „Exzellenzherr Feldmarschalleutnant von Fabini“.

Für uns geht dieser Steigerungseffekt der Szenen verloren, die in der wirkungsvollen Nennung des Namens des Generals gipfeln – dessen Untaten nach dem Ende des Kriegs weiten Kreisen bekannt geworden waren. Die Bezeichnung „Kaiserjägertod“ wirkt auf uns wie der Name eines mythischen Ungeheuers – und verliert diese Qualität ein wenig, wenn wir erfahren, dass sich hinter dieser Bezeichnung banalerweise ein konkreter Mensch namens Fabini verborgen hat. Wie die Zeitgenossen die Spannung zwischen dem – bezeugten – Übernamen und dem Namen der empirischen Person empfunden haben, wissen wir nicht. Vermutlich war ihnen der Effekt der Steigerung in den drei Szenen bewusst, während uns dieser Zusammenhang verloren gegangen ist; dafür haben sie möglicherweise eben aufgrund ihres aktuellen Wissens die Szenengruppe als

Anklage gegen einen bestimmten General gelesen, wo wir uns über den Typus des unbarmherzigen Kommandanten empören.

An vielen Stellen ist unsere Wahrnehmung auf diese Weise anders als die der Kraus-Leser zu Lebzeiten des Satirikers, noch im Umfeld des Kriegs. Das gilt auch für unser Verständnis der von Kraus zitierten geschriebenen und gesprochenen Sprache vom Anfang des 20. Jahrhunderts; da entgeht uns mancher typische Klang. (Zum Beispiel verzichten neuere Inszenierungen oft auf den für die meisten gar nicht mehr erkennbaren, überdies missverständlich gewordenen ‚jüdischen‘ Tonfall mancher Figuren.)

Was ändert also der zeitliche Abstand am Verständnis eines so montierten, eines durch das Dokument scheinbar so an seine Zeit gebundenen Werks? Sind *Die letzten Tage der Menschheit* für eine spätere Generation, die über viele Informationen nicht mehr verfügt, weniger aktuell? Oder umgekehrt: Warum empfinden ihre vielen Leser die „Tragödie“ nach wie vor als aktuell? Was ändert sich trotz unserem fehlenden Wissen über, beispielsweise, Fabini nicht? Zu welchem Ende lesen wir heute die *Letzten Tage der Menschheit*?

Zunächst: Kraus hat auf den Dokumentarcharakter und auf die aktuelle politische Wirkung Wert gelegt. Viele bekannte Figuren treten auf, von denen nicht wenige selbst heute noch nicht ganz vergessen sind: Bahr, Papst Benedikt XV., Moriz Benedikt, Conrad, Dankl, Franz Joseph I., der Armeeoberkommandant Erzherzog Friedrich, Ludwig Ganghofer, Hindenburg, Hofmannsthal, der auftretende, aber nicht genannte Kaiser Karl, Kernstock, Alfred Kerr, Ludendorff, Roda Roda, vielleicht die Journalistin Alice Schalek, Wilhelm II.; zu ihnen können wir

wohl auch den „Nörgler“ zählen, der eine Maske, aber eine bewusst durchsichtige Maske für Karl Kraus selbst ist. Alle diese Figuren sprechen überdies Sätze, die die ihnen zugrunde liegenden Personen tatsächlich gesagt oder geschrieben haben. Die Reihe dieser historischen Namen ist für uns wichtig, denn sie vermittelt uns und wahrscheinlich noch weiteren Generationen den – zutreffenden – Eindruck, dass wir es hier nicht mit allgemeinen Anklagen zu tun haben, sondern mit einem genauen Bild der Kriegsjahre. Durch diese zu satirischen Figuren gemachten realen Personen, deren Namen wir noch kennen, ist das Stück auch für uns noch fest an die Wirklichkeit gebunden.

Wahrscheinlich waren auch manche von den zahllosen Zeitungsartikeln, die Kraus einmontiert, 1918/19 noch in allgemeiner Erinnerung. Zumindest hatten die Zeitgenossen den sprachlichen Duktus der Kriegsverherrlichung in der Presse, das Pathos der Lüge noch im Ohr. Das Vorführen genau benannter wirklicher Personen und das Zitieren bekannter Worte hatte selbstverständlich 1919 wie 1922 eine ganz bestimmte – satirische oder auch polemische – Funktion: Dadurch sollten jene Personen und ihre Haltung auf Dauer diskreditiert, durch diese Abrechnung mit Verantwortlichen – nicht zuletzt mit Journalisten und Zeitungen – sollte eine bessere Politik unterstützt werden.

Diese Funktion haben die dokumentarischen *Letzten Tage der Menschheit* heute selbstverständlich nicht mehr. Was wir im Ohr haben, mag eine ähnliche Funktion haben wie das, was Kraus zitiert, aber es klingt anders. Die von Kraus durch das Zitat angeprangerte (auf andere Art ihm selbst nicht fremde) Rhetorik des Pathos, die 1916 noch selbstverständ-

lich war und nach 1933 neuerlich blühte, ist uns heute fremd geworden.

Hier hilft uns unsere Erfahrung mit dem Sprachwandel beim Verstehen: Wir erleben jeden Tag, wie rasch sich Sprache verändert; daher sind wir, in Verbindung mit den bekannten Orten, den bekannten Namen, den – übrigens nur selten genannten – bekannten Ereignissen geneigt, die für uns abenteuerlich klingenden Passagen aus der Presse zu glauben. (Dass Kraus um der Glaubhaftigkeit willen in Artikel von Alice Schalek redigierend eingegriffen hat, bevor er sie in der *Fackel* und im Kriegsdrama zitiert, ist eine Anmerkung wert; manches, was in den Kriegsjahren in der Presse stand, klang offenbar schon damals so, als ob es satirische Übertreibung wäre.)

Was für die Authentizität der vorgetragenen Zitate aus der Presse gilt, gilt auch für die Dialogsprache. Die Fiakerstimme „Im Kriag kriag i's Fuchzichfache!“ (V, 1) hat Kraus sicher gehört (vielleicht mit einer anderen Zahlenangabe); ob er selbst einen Offizier im Restaurant hat schimpfen hören: „Machen S' keine Spomponadeln. Möcht wissen, was das mit dem Krieg zu schaffen hat, daß 's Fleisch ausgeht! Das war früher auch nicht!“ (II, 17), ob ihm jemand davon erzählt hat, tut wenig zur Sache. Dass so viel wirklich gesprochene, authentisch klingende Sprache in den Text eingegangen ist, trägt jedenfalls zu seiner Lebendigkeit bei und macht ihn für uns nachvollziehbar, macht ihn auch in unseren Tagen glaubhaft. Heute spricht niemand mehr wie der alte Biach – „Sie glauben vielleicht es is kein Unterschied, aber ich sag Ihnen es is j a ein Unterschied“ (V, 9) –, und schon gar nicht redet man wie die recht unhofrätlich sprechende, für uns kaum noch verständliche Frau Hofrat Schwarz-Gelber: „Wenn du

Dieser Essay erweitert einen Vortrag, den ich im Rahmen der Wiener Vorlesungen am 21. Juni 2011 im Wiener Literaturhaus gehalten habe. Ich danke Hubert Christian Ehalt für die Einladung und dafür, dass er mich zur Publikation nicht nur aufgefordert, sondern gedrängt hat; ebenso danke ich dem Literaturhaus und besonders seinem Geschäftsführer Robert Huez, einem alten Freund, dem die Stelle über den Rosenkranz aus der Südtiroler Wallfahrtskirche (Riffian) zugedacht ist, für die Gastfreundschaft.

In den Vortrag ist sehr viel von meiner langjährigen Beschäftigung mit Kraus eingegangen. Auf Literaturhinweise verzichte ich, da ich den Essay nicht mit Hilfe von Forschungsliteratur geschrieben habe. Nennen möchte ich die benützte Ausgabe (habe aber, in Hinblick auf die Benützbarkeit aller Ausgaben, nicht nach deren Seitenzahlen, sondern nach Akt und Szene zitiert):

Karl Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Hg. von Christian Wagenknecht. Frankfurt 1986. = KK: Schriften 10. = subrkamp taschenbuch 1320;

ferner das im Vortrag erwähnte Werk:

Anton Holzer: Das Lächeln der Henker. Der unbekannte Krieg gegen die Zivilbevölkerung. Darmstadt: Primus 2008;

und ganz besonders

Agnes Pistorius: „kolossal montiert“. Ein Lexikon zu Karl Kraus „Die letzten Tage der Menschheit“. Wien: Ibero 2011,

ein (im Rahmen des Vortrags präsentiertes) Werk, das viele Einzelheiten von Kraus' Kriegsdrama verstehen hilft und dieses in den politischen und alltagsgeschichtlichen Zusammenhang einbettet.

SIGURD PAUL SCHEICHL, geboren 1942, war von 1992 bis 2010 Professor für Österreichische Literaturgeschichte und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität Innsbruck. Mit Karl Kraus beschäftigt er sich seit ziemlich genau 50 Jahren; er hat über ihn dissertiert, und er hat ihn seither nicht losgelassen.